

**Rezension zu der Eröffnungs-Keynote von Herrn Prof. Bolz im Rahmen der Tagung „Studieren neu erfinden – Hochschule neu denken“ (12.09.-14.09.2008) an der Universität Hamburg als Ersatzleistung für das Versäumen der Einführungsvorlesung**

Der von Prof. Dr. Norbert Bolz (TU Berlin) am 12. September 2007 unter dem Titel „Studieren 2.0“ im Rahmen der Tagung „Studieren neu erfinden – Hochschule neu denken“ gehaltene Vortrag ist klar und transparent strukturiert und lebendig gesprochen. So gelingt es mühelos zu folgen, obwohl technische Mängel des Podcasts irritieren: Bild und Ton sind nicht synchron, sondern werden leicht zeitversetzt übertragen, Bewegungen verschwimmen.

Bolz beginnt mit einer theoretischen Durchleuchtung der Form und Funktion von Netzwerken: Die Existenz von sozialen Netzwerken sei so alt wie der Vorgang der menschlichen Sozialisation an sich. Internetbasierte Netzwerke als neue Form menschlicher Vernetzung würden aber anderen Theorien gehorchen als diese. Bolz referiert hierbei Mark Granovetters Theorie „The strength of weak ties“. So würden sich emotional schwache Bindungen als informationstechnisch besonders stark und effizient erweisen. Diese These glaubt Bolz durch einen Umkehrschluß beweisen zu müssen: Starke emotionale Beziehungen, als die eigentlich menschlichen seien – besonders im Verhältnis zu der zu ihrem Aufbau und Erhalt aufgewendeten Zeit - extrem informationsschwach, da durch Redundanzen geprägt. Hier erweist sich der Redner als Freund klarer Worte, indem er von „Gebrabbel mit null Informationsgehalt“ oder „Geschwätz“ spricht, typisch für die seiner Meinung nach engste emotionale Bindung: das Verliebtsein.

Diese Argumentationslinie erscheint mir jedoch weder logisch schlüssig noch notwendig. Information, wie auch immer diese zu definieren ist, kann nur fließen, so denn solche vorhanden ist. Die Menge der vorhandenen Informationen steht sicher in einer direkten Relation zu der Anzahl der Personen, die solche austauschen wollen. Dies bedeutet für das Netzwerk selbstverständlich, daß mehr Information fließen kann, je mehr Personen daran beteiligt sind. Logischerweise kann in einer Zweierbeziehung wie bei einem verliebten Paar also nicht eben soviel Information fließen wie zwischen 5.000 ‚friends‘ im Internet, da gar nicht so viel Information vorhanden sein kann. Unvorstellbar erscheint jedoch, daß in einer starken emotionalen Beziehung willentlich eine relevante Information zurückgehalten wird, weil diese eine starke Beziehung ist. Um bei Granovetters Beispiel zu bleiben: Sollte ein Mensch zu jemandem eine enge Beziehung haben, der eine Arbeit sucht, und von einem entsprechenden Jobangebot Kenntnis erhalten, wird er dies ohne Zweifel exklusiv an diese Person weiterleiten und nicht zuerst im Internet an seine ‚friends‘ verteilen. Manche Information z.B. wenn sie mit Gefühlen von persönlicher Schuld, Scham oder auch übermäßigem Schmerz verbunden sind, fließen sogar ausschließlich in emotional engen Beziehungen.

Die Information fließt also in internetbasierten großen Netzwerken nicht, weil die Bindung schwach ist, sondern obwohl diese schwach ist. Weiterhin wird aber gelten, daß ich eine exklusive Information zuerst oder gar ausschließlich demjenigen zur Verfügung stellen werde, der mir emotional näher steht.

Um es auf den Punkt zu bringen: Je mehr Informanten vorhanden sind, desto mehr Information steht zur Verfügung, um gegebenenfalls zu fließen. Starke emotionale Beziehungen nehmen mehr Zeit in Anspruch als schwache. Die Zeit eines Menschen ist begrenzt, also können in der zur Verfügung stehenden Zeit mehr schwache als starke Verbindungen aufgebaut werden. Information fließt auch, wenn die Beziehung nur schwach ist. Daher prämiert ein nur auf Informationsaustausch ausgelegtes Netzwerk schwache

Bindungen indem es bei einem Minimum an Zeitinvestition quantitativ (und nur quantitativ gesehen) ein Maximum an Informationen zur Verfügung stellt.

Wesentliche zweite Basis für das Verständnis von internetbasierten Netzwerken ist nach Bolz die Theorie des „long tail“ nach Chris Anderson. Nachfrage erfolgt demnach in einer Pareto-Verteilung, d.h. 20% der Angebote ziehen 80% der Aufmerksamkeit auf sich. Wo Lagerkapazität teuer und begrenzt ist, nämlich in der realen Welt, muß so das Angebot schmal gehalten werden. Für digitalisierbare Angebote in der virtuellen Welt gilt dies nicht, hier lohnt es sich mit den übrigen 80%, d.h. einer großen Anzahl von Nischenangeboten, zu wirtschaften – was eine Vielfalt mit der Möglichkeit von globalem Zugriff bedeutet, die in der realen Welt nicht zu erreichen ist.

Angebotsvielfalt entsteht auch durch eine neue Dimension in der virtuellen Welt, dem sogenannten web 2.0, welches es jedem Empfänger von Informationen ermöglicht gleichzeitig auch als Sender aufzutreten – d.h. der Kunde produziert die Angebote/Inhalte selbst.

Hier leitet Bolz zu zwei praktischen Erscheinungsformen dieses Phänomens über, den blogs und den wikis. Der blog als zugespitzte Form des Ausdrucks der eigenen Individualität erhebe Emotionalität und Parteilichkeit als Garant von Authentizität zum Gegenbild des damit entlarvten Ideals von Objektivität. Autorität und Kompetenz verlören hiermit ihren Stellenwert, der befürchtete Verlust von ‚objektiver Wahrheit‘ sei damit aber nicht verbunden, denn aufgrund der Unmöglichkeit dauerhaft wirkender Zensur bilde sich ein „Markt der Meinungen“, in welchem sich „der Unsinn“ aufhebe. Auch die wiki-Formate setzten die Selbstorganisation von global anzapfbarem Laienwissen gegen sogenanntes Expertenwissen, womit der sich selbst organisierende Konsument zu einem neuen Machtfaktor werde. Aufgrund der potentiell fast unbegrenzten Anzahl von Informanten, die ihre Informationen in Echtzeit publizieren können, sind diese Formate von klassischen Publikationsformen in Aktualität und Fülle an Daten nicht zu übertreffen. Was die inhaltliche Qualität der Einträge angeht vertritt Bolz am Beispiel des Artikels über seine eigene Person und dem über die Stubenfliege in Wikipedia die Ansicht, nach dem oben genannten Prinzip des Marktes der Meinungen, in dem sich ‚Lüge‘ und ‚Unsinn‘ aufheben, steige die Qualität proportional zum öffentlichen Interesse repräsentiert durch die Anzahl der ratings, welche einem Thema zuteil werden. Der Artikel über die Stubenfliege wäre daher exzellent, da – wenn ich Herrn Bolz richtig verstehe – bei einer Fülle von Informationseinheiten frei von ‚Unsinn‘.

Auch für meinen Kurs „Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten“ unmittelbar interessant ist hierbei aber die Frage nach der Definition von ‚Unsinn‘ bzw. nach dem Prüfverfahren für die Ermittlung von ‚Unsinn‘ – und auch besonders nach dem Verhältnis von ‚Unsinn‘ in bezug auf ‚Wissen‘ innerhalb von ‚Wissenschaft‘. Meines Erachtens begeht Bolz hier einen fatalen Fehler, denn das, was entsteht, wenn viele Beteiligte einen Artikel korrigieren, indem sie entfernen, was sie für Unsinn halten und hinzufügen, was sie für richtig halten, ist per se nicht ‚richtiger‘, ‚besser‘ oder ‚exzellenter‘ – sondern einfach nur common sense. Wie wenig common sense einer Überprüfung nach wissenschaftlichen Methoden eventuell standhalten und wie hartnäckig er sich trotzdem behaupten kann, zeigt das Beispiel des jahrzehntelang falsch angenommen Eisenwertes von Spinat.

In meinem Kurs versuche ich zu vermitteln, daß sich die Relevanz einer Information für die wissenschaftliche Arbeit mit Nichten daran messen läßt, wie sehr sie konsensfähig ist (also in einem wiki-Format langfristig überleben könnte) sondern einzig daran, wie transparent und argumentativ klar ausgeführt der Erkenntnisprozeß ist, der zu der Information als Ergebnis geführt hat. Natürlich vermittele ich aber auch, um jetzt mit Herrn Bolz zu sprechen, daß jede

„Information“ als *doxa* aufzufassen ist, welche auf dem nie endenden Weg zu *episteme* nur weiterverarbeitet werden kann, wenn ihre Autorenschaft geklärt ist. In diesem Lichte ist ein wiki-Format nie als Sekundärquelle für eine Hausarbeit nutzbar. Für den Hausgebrauch sind diese unbestritten praktisch, dort nutzen wir sie alle gewinnbringend. Ich bin auch bereit den Bezugsrahmen von „Hausgebrauch“ auf die Bereiche zu erweitern, wo ich mir ein Fundament schaffe, ab dem ich dann wissenschaftlich zu arbeiten beginne. So wie aber einen Unterschied zwischen Hausgebrauch und Wissenschaft vereinen, würden wir doch wissenschaftliche Forschung als überflüssig charakterisieren.

Mit Herrn Bolz sehe auch ich keinen Widerspruch und damit keine ernsthafte Konkurrenz zwischen virtueller und offline-Welt. Die bloße Bereitstellung von Information kann spätestens seit der Etablierung des Buches als Massenmedium nicht als vornehmste Aufgabe des face-to-face-Unterrichts gelten. Digitale Speicherung und globale Zugriffsmöglichkeiten im Internet vereinfachen den Zugang zu Wissen als Faktenmenge. Sie liefern teaser und verkürzen den Beschaffungsweg für die Zutaten und auch die Handwerkzeuge des wissenschaftlichen Arbeitens.

Obwohl auch ich während des Unterrichts schon Sätze formuliert habe wie „Denken Sie sich doch einfach einmal, daß ich zwanzig Jahre mehr Erfahrung habe als Sie.“, möchte ich die Einzigartigkeit des face-to-face-learning nur eingeschränkt in der wirkenden Autorität eines „Meister-Schüler-Verhältnisses“ sehen. Der Moment, in dem mir meine Studenten mit großen Augen rückhaltlos alles glauben, was meinem Munde entströmt, scheint mir – bei aller Befriedigung der persönlichen Eitelkeit, die dies verschafft – eher ein gefährlicher zu sein. Informationskompetenz als souveräner „Umgang mit unüberschaubarem Wissen“ als Ziel ist sicherlich zu erreichen dadurch, daß dem Denken eine Richtung gegeben wird. Eigentlich aber dadurch, daß das Denken überhaupt begonnen und nie unterbrochen wird. Dies bedarf, besonders in der Anfangsphase, eines ständigen gelenkten Impulses. Die fortwährende Austarierung des Impulses kann aber nur in der direkten Kommunikation unter Anwesenheit aller Beteiligten wirklich gelingen, denn nur dann kann ich auf Signale unmittelbar reagieren. Kern ist der (letztlich gleichberechtigte) Dialog; Autorität, die erst einmal Gehorsam fordert, steckt nur in den fachlichen Konventionen.

Neben der Bereitstellung von Information eignet sich e-learning auch sehr gut für sogenannte „Drill-Übungen“ im weitesten Sinne. Eigentliche Herausforderung ist aber auch hier, die Bereitschaft zu schaffen, daß der Student sich darauf einläßt. Die Erkenntnis der Notwendigkeit und der Entschluß zur Überwindung der inneren Hemmschuhe wie Bequemlichkeit und festgefahrene Denkstrukturen können sicher in den meisten Fällen ebenfalls nur durch direkte Kommunikation erreicht werden.

Letztlich sind damit aber sowohl Herr Bolz als auch ich wieder im Bereich der „strong ties“, dem eigentlich Menschlichen, angekommen – bei Beziehungen, die sich virtuell so nicht herstellen lassen. Daher möchte ich hier noch einmal auf den Informationsfluß zurückkommen. Auch im face-to-face-learning mit seinen engeren emotionalen Beziehungen unterscheidet sich der Informationsfluß qualitativ vom e-learning mit „weak“ ties. Dadurch, daß ich Informationen gezielt auf die Bedürfnisse der Lernenden hin gebe, bin ich bereit, bei gefühltem Bedarf und Interesse, auch Informationen preiszugeben, die ich nie in der Form einer anonymen Öffentlichkeit zur Verfügung stellen würde. Zu nennen wären hier neben neuen Forschungsideen, -richtungen und vorläufigen –ergebnissen gerade auch Irrtümer und Irrwege, aus denen ja gerade viel zu lernen ist, die aber selten ihren Weg in ein publiziertes Format finden.

Abschließend möchte ich noch einmal ausdrücklich der These von Herrn Bolz zustimmen, daß neue Möglichkeiten des e-learning als fruchtbare Ergänzung des didaktischen Spektrums

nur zu begrüßen sind und intensiv genutzt werden sollten, gerade um im face-to-face-learning mehr Kapazität für die exklusiv dort zu vermittelnden Kompetenzen zu gewinnen. Mag ich ihm auch nicht in allen Argumenten restlos folgen, die ihn zu dieser These führen, so hat mir sein Vortrag doch einige interessante Denkanstöße - sei es im dialektischen Widerspruch – für meinen eigenen Unterricht gebracht, die ich teilweise auch schon umgesetzt habe.